

MEG CABOT  
Schwer verliebt

## *Buch*

Zukunftspläne sind nicht unbedingt die starke Seite von Heather Wells. Sie findet ihre Stärken eigentlich eher in der Hüftgegend – aber wer hat denn behauptet, ein paar runde Pfunde zu viel wären eine Katastrophe? Dennoch hat sie sich zwei Dinge vorgenommen: Sie wird ihren Collegeabschluss machen, und wenn sie dazu noch jahrelang ihr Geld als stellvertretende Leiterin eines Studentenwohnheims verdienen muss. Und sie wird früher (oder wahrscheinlich später) mit dem sehr attraktiven, aber romantisch anscheinend leider völlig unterentwickelten Privatdetektiv Cooper Cartwright ausgehen. Mitten in diese fabelhaften Pläne fällt jedoch der schreckliche Mord an der beliebten Studentin Lindsay. Und da niemand besser als Heather weiß, wie eigenartig die Gedankengänge von Studenten funktionieren, stellt sie einfach ein paar Fragen. Ganz unschuldig natürlich, einfach nur so, um der Polizei zu helfen. Doch das hätte sie besser nicht getan: Nicht nur die Polizei reagiert sehr unwirsch auf Heathers Hilfe, auch Cooper findet ihre Einmischung höchst ärgerlich. Richtig ungemütlich wird es jedoch, als Heather ins Visier von ein paar schwerreichen und völlig skrupellosen Drogenhändlern gerät. Aber eine Frau mit Witz, Wut und Schokoriegeln hat sich noch nie den Mund verbieten lassen ...

## *Autorin*

Meg Cabot stammt aus Bloomington, Indiana. Nach dem Studium hoffte sie auf eine Karriere als Designerin in New York und arbeitete währenddessen u. a. als Hausmeisterin in einem Studentenwohnheim. Mit großem Erfolg, denn immerhin ließ dieser Job ihr genügend Zeit, ihren ersten Roman zu schreiben. Inzwischen hat Meg Cabot mehr als vierzig Romane verfasst und ist international eine höchst erfolgreiche Bestsellerautorin. Meg Cabot lebt mit ihrem Ehemann in New York City und Key West.

Weitere Informationen finden Sie unter: [www.megcabot.com](http://www.megcabot.com)

## *Liste lieferbarer Titel*

- Darf's ein bisschen mehr sein? Roman (36630)
- Aber bitte mit Schokolade. Roman (36673)

Meg Cabot  
Schwer verliebt

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Margarethe van Pée

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel  
»Size 14 Is Not Fat Either« bei Avon Trade,  
an imprint of HarperCollinsPublishers, LLC, New York.



Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier  
*Holmen Book Cream* liefert Holmen Paper, Hallstavic, Schweden

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Dezember 2007 bei Blanvalet,  
einem Unternehmen der Verlagsgruppe  
Random House GmbH, München.

Copyright © by Meg Cabot, LLC, 2006

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007  
by Blanvalet Verlag, München, in der  
Verlagsgruppe Random House GmbH.

Redaktion: Regine Kirtschig

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München

Umschlagfoto: © Ursula Klawitter/zefa/Corbis

MD · Herstellung: Heidrun Nawrot

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-36834-1

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

*Barista Boy  
Sex in a cup  
Can't you ask me out  
Instead of »Wassup«?*

»Barista Boy«  
Von Heather Wells

Der Typ hinter dem Tresen mustert mich. Im Ernst.

Er ist ganz schön heiß. Na ja, wie so ein zwanzigjähriger Barista eben aussieht. Ich wette, er spielt Gitarre. Er bleibt bestimmt nachts viel zu lange auf, um Gitarre zu spielen, genau wie ich. Das sehe ich an den leichten Schatten unter seinen grünen Augen mit den langen Wimpern und an seinen wirren, lockigen, blonden Haaren. Offenbar hatte er keine Zeit mehr, sich vor der Arbeit zu duschen, weil er die halbe Nacht noch geübt hat. Genau wie ich.

»Was darf es sein?«, fragt er mich. Aber der Blick! Ein Blick, der definitiv sagt: *Ich schau dich an.*

Dass er mich anschaut, weiß ich, weil hinter mir sonst keiner mehr steht.

Na ja, und warum auch nicht? Ich sehe gut aus, jedenfalls die Teile von mir, die man durch meine unförmige

Winterkleidung sieht. Ich habe heute früh Make-up und Wimperntusche aufgelegt, im Gegensatz zu Barista Boy verstecke ich meine Ringe unter den Augen lieber. Und in meinem Parka sieht man mir die vier – na ja, zugegeben, zehn – Pfund nicht an, die ich über die Feiertage zugenommen habe. Wer zählt denn an Weihnachten schon Kalorien? Oder an Silvester? Oder nach Neujahr, wenn die Weihnachtssüßigkeiten alle heruntergesetzt sind? Schließlich ist ja noch jede Menge Zeit, um bis zur Bikini-Saison in Form zu kommen.

Na ja, okay, das sage ich mir schon seit fünf oder sechs Jahren, und bis jetzt habe ich eigentlich noch nie versucht, für die Bikinisaison in Form zu kommen. Aber wer weiß? Vielleicht klappt es ja dieses Jahr. Ich habe noch zwei Urlaubstage, alles, was mir zusteht, seit ich im Oktober die Probezeit hinter mich gebracht habe. Ich könnte zum Beispiel nach Cancún fliegen. Nur übers Wochenende. Aber immerhin.

Was macht es schon, dass ich fünf oder vielleicht acht Jahre älter bin als Barista Boy? Anscheinend habe ich es immer noch drauf.

»Einen Grande Café Mocha«, sage ich. Eigentlich stehe ich nicht auf aufgeschäumte Getränke mit Schlagsahne obendrauf, aber es ist der erste Tag des Frühlingsemesters (Ja, genau! Frühling!), draußen ist es echt kalt. Sie haben Schnee angesagt, und Cooper ist heute früh aus dem Haus gegangen, wie üblich mit unbekanntem Ziel, ohne die Kaffeemaschine einzuschalten. Mein Hund Lucy wollte nicht raus, weil es so kalt war, deshalb finde ich wahrscheinlich eine nette Überraschung von ihr vor, wenn ich nach Hause komme, ich brauche wirklich ein bisschen Aufmunterung, damit ich mir nicht mehr selber so leidtue.

Außerdem, wenn ich schon fünf Dollar für eine Tasse Kaffee ausbe, dann kann ich mir auch was Ordentliches gönnen.

»Ein Grande Café Mocha, kommt sofort«, sagt Barista Boy und wirbelt meine Tasse in der Hand, als sei sie ein Gewehr und er ein Gesetzloser in einem Western.

Oh ja. Er spielt *definitiv* Gitarre. Ob er wohl auch, so wie ich, Songs schreibt und sich nie traut, sie vorzutragen? Zweifelt er wohl auch ständig an seinem Talent, so wie ich?

Nein. Er traut sich bestimmt, vor einem großen Publikum aufzutreten, ich glaube auch nicht, dass er an seinen Texten zweifelt. Ich meine, man braucht ihn sich doch nur anzusehen.

»Soja oder fettarm?«, fragt er.

Ach, du liebe Güte! Ich kann doch meinen ersten Arbeitstag unmöglich mit fettarmer Milch beginnen. Und Soja? *Soja?*

»Vollmilch, bitte«, erwidere ich. Später kann ich immer noch brav sein. Zum Mittagessen nehme ich nur ein bisschen Hühnerbrust und einen Salat, und vielleicht ein ganz kleines bisschen von dem fettarmen, gefrorenen Joghurt...

Mmm, vielleicht hat Magda ja auch wieder DoveBars hereinbekommen...

»Sie kommen mir bekannt vor«, sagt Barista Boy, als er den Betrag in die Kasse eintippt.

»Oh«, erwidere ich und erröte vor Freude. Er erinnert sich an mich. Er sieht jeden Tag Hunderte, wahrscheinlich sogar Tausende von koffeinsüchtigen New Yorkern, aber an *mich* erinnert er sich! Zum Glück ist es draußen so kalt und hier drinnen so warm, dass man meine geröteten Wangen durchaus darauf zurückführen kann, dass mir in meinem Mantel zu warm ist.

»Na ja, ich wohne und arbeite hier in der Gegend«, sage ich. »Ich komme oft hierher.« Genau genommen stimmt das nicht, weil ich dank meines jämmerlichen Gehalts ziemlich sparen muss, vor allem an aufgeschäumten Kaffees, zumal ich in unserer Cafeteria jederzeit Kaffee umsonst trinken kann.

Aber da ist eben kein Mocha-Sirup drin. Auch keine Schlagsahne

»Nein«, sagt Barista Boy und schüttelt seine zerzauste Mähne. »Deswegen nicht. Hat Ihnen eigentlich schon mal jemand gesagt, dass Sie aussehen wie Heather Wells?«

Ich nehme meine Kaffeetasse entgegen. Das ist immer der schwierige Teil. Was soll ich sagen? *Ja, eigentlich ... bin ich Heather Wells.* Dann laufe ich Gefahr, dass er mich ausfragt, weil er glaubt, ich hätte immer Beziehungen in der Musikbranche, was ich nicht habe. Siehe oben: aus Angst, auf der Bühne ausgebuht zu werden.

Soll ich einfach nur lachen und sagen: *Was, tatsächlich?* Was wäre dann später, wenn wir miteinander ausgehen, und er findet heraus, dass ich wirklich Heather Wells bin? Ich meine, eine Zeitlang könnte ich es vielleicht vor ihm verheimlichen, aber letztendlich wird er meinen wahren Namen ja doch herausfinden. Zum Beispiel am Zoll, wenn wir aus Cancún zurückkommen. Oder wenn wir die Heiratsurkunde unterschreiben ...

Also begnüge ich mich mit einem: »Ach, tatsächlich?«

»Klar. Na ja, wenn Sie dünner wären«, sagt Barista Boy lächelnd. »Hier ist Ihr Wechselgeld. Einen schönen Tag noch.«

Ich staune jedes Mal darüber, wie sich die gesamte Stadt auf einen vorhergesagten Schneesturm einrichtet. Laster



mit Salz und Sand rumpeln über die Tenth Street und brechen dabei Äste von Bäumen ab; in den Lebensmittelläden sind Brot und Milch im null Komma nichts ausverkauft; im Fernsehen zeigen sie nichts anderes als die neuesten Daten der Unwetterbeobachtung – aber um den Washington Square Park lungern immer noch die Drogendealer herum.

Wahrscheinlich will uns das sagen, dass wir Amerikaner von unseren schwer arbeitenden Immigranten noch viel zu lernen haben.

Da stehen die Dealer schon wieder, auf dem Bürgersteig in ihren Perry-Ellis-Parkas und gönnen sich ebenfalls Mochaccinos. Da für den Vormittag ein Schneesturm angekündigt ist, sind nur wenige Leute auf der Straße unterwegs, aber die, die an ihnen vorbeigehen, bekommen fröhlich Stoff angeboten.

Natürlich werden ihre Angebote abgelehnt, aber als sie mich erblicken, schreien die Drogendealer freundlicherweise die ganze Liste ihrer Waren in meine Richtung.

Ich würde ja lachen, wenn ich nicht noch so sauer auf Barista Boy wäre. Hinzu kommt noch die Tatsache, dass ich von den Typen schon umringt bin, sobald ich nur einen Fuß aus dem Haus setze. Es scheint ihnen nichts auszumachen, dass ich ihnen noch nie etwas abgekauft habe. Sie zucken nur mit den Schultern, wenn ich erkläre, dass das stärkste künstliche Stimulans, das ich zu mir nehme, Koffein ist. Leider.

Aber ich lüge nicht. Ab und zu trinke ich vielleicht noch ein Bier.

Light, natürlich. Hey, schließlich muss ein Mädchen auf seine Figur achten.

»Was denkst du denn so, wenn jetzt gleich all das weiße

Zeug vom Himmel fällt, Heather?«, fragt einer der Drogen-dealer, ein schwächtiger Kerl namens Reggie.

»Das ist auf jeden Fall besser als das weiße Zeug, mit dem du und deine kriminellen Kumpane handeln«, grolle ich. Dabei erschrecke ich vor mir selber. Gott, was ist denn mit mir los? Für gewöhnlich bin ich superhöflich zu Reggie und seinen Kollegen. Es zahlt sich nämlich nicht aus, wenn man sich die Dealer in der Nachbarschaft zu Feinden macht.

Aber für gewöhnlich bezeichnet mich mein Lieblings-Barista-Boy auch nicht als fett.

»Hey, Baby«, sagt Reggie verletzt. »Du brauchst nicht gleich gemein zu werden.«

Er hat Recht. Es ist falsch, Reggie und seine Freunde als Kriminelle zu bezeichnen, während die Männer im mittleren Alter, die in der Zigarettenindustrie viel Geld verdienen, Senatoren heißen.

»Entschuldigung, Reggie«, sage ich aufrichtig. »Du hast ja Recht. Aber du versuchst jetzt schon seit neun Monaten, mir direkt vor meiner Haustür Stoff anzudrehen, und seit neun Monaten lehne ich jeden Tag ab. Was soll denn deiner Meinung nach daraus werden? Meinst du, ich verwandle mich über Nacht in eine Koksnase? Das glaubst du doch selber nicht!«

»Heather.« Seufzend blickt Reggie zu den dicken, grauen Wolken am Himmel. »Ich bin Geschäftsmann. Wie geschäftstüchtig wäre es denn, eine junge Frau wie dich, die eine sehr schwierige Lebensphase durchmacht und wahrscheinlich ein bisschen Aufmunterung gebrauchen könnte, einfach vorbeilaufen zu lassen, ohne sie anzusprechen?«

Um seine Worte zu unterstreichen, hält Reggie mir eine Ausgabe der *New York Post* unter die Nase. Auf der

Titelseite verkündet die riesige Schlagzeile: *Wieder zusammen!* Darunter ist ein Schwarzweißfoto meines Exverlobten Hand in Hand mit seiner zukünftigen Braut, Pop-Prinzessin Tania Trace.

»Reggie«, sage ich, nachdem ich einen stärkenden Schluck von meinem Kaffee getrunken habe. Aber nur, weil mir so kalt ist. Eigentlich will ich ihn nämlich gar nicht mehr, weil Barista Boy ihn mir verdorben hat. Na ja, doch, die Sahne will ich noch, die ist nämlich gut für mich. Immerhin ist es ein Milchprodukt, und Milchprodukte gehören zu einem ausgewogenen Frühstück. »Glaubst du wirklich, ich hätte den ganzen Tag über nichts anderes zu tun, als davon zu träumen, wieder mit meinem Ex zusammen zu sein? Da bist du aber völlig auf dem falschen Dampfer.«

In Wahrheit träume ich nämlich den ganzen Tag von nichts anderem, als mit dem Bruder meines Ex zusammen zu kommen, der jedoch völlig unempfindlich für meine Reize zu sein scheint.

Aber das muss ich ja meinem Drogendealer aus der Nachbarschaft nicht auf die Nase binden.

»Entschuldigung, Heather«, sagt Reggie und faltet die Zeitung wieder zusammen. »Ich dachte nur, du wolltest es vielleicht wissen. In New York One heute früh haben sie gesagt, die Hochzeit soll am Samstag in der St. Patrick's Cathedral stattfinden, der Empfang ist im Plaza.«

Ich reiße die Augen auf. »Reggie«, sage ich erstaunt, »du guckst New York One?«

Reggie wirft mir einen milde verweisenden Blick zu. »Ich will doch wissen, wie das Wetter wird, wie jeder New Yorker, bevor ich zur Arbeit gehe.«

Wow. Das ist ja süß. Er sieht sich den Wetterbericht an, bevor er bei mir an der Straßenecke mit Drogen dealt!

»Reggie«, sage ich beeindruckt, »hoffentlich verzeihst du mir. Ich bewundere dein Arbeitsethos. Nicht nur, dass du dich von den Elementen nicht von der Arbeit abhalten lässt, du bist auch noch auf dem Laufenden über die neuesten Klatschgeschichten. Bitte, versuch ruhig weiter, mir Drogen zu verkaufen.«

Reggie lächelt und zeigt dabei sämtliche Zähne, von denen einige – sehr festlich – mit Goldkronen verziert sind. »Danke, Babe«, sagt er, als ob ich ihm gerade eine große Ehre erwiesen hätte.

Ich erwidere sein Lächeln und setze meinen Marsch ins Büro fort. Marsch ist vermutlich das falsche Wort, weil es eigentlich nur eine sehr kurze Strecke ist. Das ist auch gut so, weil ich morgens nur schwer aus dem Bett komme. Wenn ich in Park Slope, an der Upper West Side oder so wohnen würde und jeden Tag mit der Subway zur Arbeit fahren müsste, könnte ich es vergessen. In gewisser Weise kann ich mich echt glücklich schätzen. Ja, klar, ich kann mir kaum einen Café Mocha leisten, und wegen all der Weihnachtsfeiern und Partys, auf denen ich war, passe ich in meine Stretchkordhose Größe 40 nur noch mit Hüfthalter hinein.

Und, okay, mein Ex heiratet eine Frau, die von *People* zu den 50 schönsten Menschen gezählt wird, und ich habe noch nicht einmal ein eigenes Auto, geschweige denn ein eigenes Haus.

Aber wenigstens kann ich mietfrei in einer Wohnung im obersten Stock eines Brownstones wohnen, das nur zwei Blocks von meinem Arbeitsplatz in der coolsten Stadt der Welt entfernt ist.

Den Job als stellvertretende Leiterin des Studentenwohnheims eines New Yorker Colleges habe ich übrigens

nur übernommen, damit sie mir die Studiengebühren erlassen und ich endlich den Abschluss machen kann, den ich laut Lebenslauf, in dem ich ein bisschen geschwindelt habe, schon längst habe.

Ich hatte Probleme, in die School of Arts and Sciences aufgenommen zu werden, weil mein Notendurchschnitt so niedrig war, dass die Dekanin mich nur zulassen wollte, wenn ich vorher noch einen zusätzlichen Mathekurs belege, obwohl ich ihr erklärt habe, dass ich statt Miete die gesamte Buchhaltung für eine süße kleine Privatdetektei mache und mich, das hoffe ich jedenfalls, noch nie vertan habe.

Aber es ist sinnlos, von einer kaltherzigen Bürokratin zu erwarten, dass sie einen wie ein Individuum behandelt.

Deshalb steht mir jetzt mit fast neunundzwanzig Jahren zum ersten Mal in meinem Leben die *Foil*-Methode bevor (und ich muss Ihnen sagen, dass ich nicht die leiseste Ahnung habe, wann und wo ich sie überhaupt jemals werde anwenden können).

Ach ja, und ich schreibe Songs bis tief in die Nacht, obwohl ich leider nicht den Mut aufbringe, sie vor Publikum zu singen.

Aber immerhin. Ich brauche nur zwei Minuten bis ins Büro, und ab und zu sehe ich meinen Chef und Vermieter, in den ich ziemlich verknallt bin, sogar mit nichts als einem Handtuch bekleidet vom Badezimmer ins Ankleidezimmer flitzen, um sich eine frische Jeans zu holen.

Das Leben ist also gar nicht so übel. Trotz Barista Boy.

Allerdings hat es auch Nachteile, so nahe am Arbeitsplatz zu wohnen. Die Leute haben keine Hemmungen, mich wegen völlig unwichtiger Sachen ständig anzurufen, wie zum Beispiel verstopfter Toiletten oder Beschwerden

wegen Lärmbelästigung. Als ob ich, nur weil ich zwei Blocks entfernt wohne, jederzeit vorbeikommen und die Angelegenheiten regeln könnte, die eigentlich mein Boss, der doch im selben Gebäude lebt, in Ordnung bringen müsste.

Aber im Großen und Ganzen mag ich meinen Job, und ich mag sogar meinen neuen Chef, Tom Snelling.

Deshalb bin ich auch ein bisschen sauer, als ich an diesem arktischen Morgen in die Fisher Hall komme und feststelle, dass Tom noch nicht da ist. Meine Verstimmung hat nicht nur damit zu tun, dass jetzt keiner da ist, der würdigen kann, dass ich es vor halb zehn ins Büro geschafft habe. Das heißt, keiner außer Pete, dem Sicherheitsbeamten, der gerade am Telefon versucht, den Klassenlehrer eines seiner zahlreichen Kinder zu erreichen, das offensichtlich die Schule schwänzt.

Auch eine Werkstudentin sitzt am Empfangstresen. Aber sie blickt noch nicht einmal auf, als ich vorbeigehe, so vertieft ist sie in eine Ausgabe von *Us Weekly*, die sie aus der Postkiste gestohlen hat. (Jessica Simpson ist schon wieder auf der Titelseite. Sie und Tania Trace liefern sich ein Kopf-an-Kopf-Rennen für die häufigste Nennung in den Klatschspalten.)

Erst als ich um die Ecke biege und an den Aufzügen vorbeikomme, sehe ich die lange Schlange von Studenten vor dem Büro des Wohnheimleiters. Zu spät fällt mir ein, dass der erste Tag des Frühlingsemesters auch der erste Tag ist, an dem die meisten Studenten aus den Winterferien zurückkommen, jedenfalls die, die nicht im Wohnheim geblieben sind, um eine Party nach der anderen zu feiern.

Als Cheryl Haebig – eine New York Collegestudentin im zweiten Jahr, die unbedingt ihr Zimmer tauschen will,

weil sie eine fröhliche Cheerleaderin ist, während ihre Zimmergenossin ein Gruftie ist, die den Schulgeist in jeder Hinsicht verachtet und außerdem eine Boa Constrictor als Haustier hält – von der blauen Bank vor meiner Bürotür aufspringt und schreit: »Heather!«, weiß ich, dass ich heute früh Kopfschmerzen bekommen werde.

Na, bloß gut, dass ich mir einen Grande Café Mocha geleistet habe.

Die anderen Studenten, die ich alle kenne, weil sie aus allen möglichen Gründen schon früher bei mir waren, rappeln sich vom kalten Marmorboden hoch, auf dem sie gesessen haben, weil auf der Bank nur zwei Personen Platz finden. Ich weiß, worauf sie gewartet haben. Ich weiß, was sie wollen.

»Hört mal«, sage ich, während ich meine Büroschlüssel aus der Manteltasche ziehe. »Ich habe euch doch schon gesagt, Zimmer werden erst getauscht, wenn alle Austauschstudenten eingezogen sind. Dann sehen wir, was übrig bleibt.«

»Das ist nicht fair«, ruft ein dünner Typ mit Plastikringen in den Ohrmuscheln. »Warum sollte so ein blöder Austauschstudent sich aussuchen können, wo er wohnen will? Wir waren zuerst hier.«

»Es tut mir leid«, erwidere ich. Das stimmt sogar, denn wenn ich ihren Wünschen nachkommen könnte, bräuchte ich mir ihr Gejammer nicht mehr anzuhören. »Aber ihr müsst warten, bis sich alle angemeldet haben. Wenn dann noch Zimmer frei sind, könnt ihr sie haben. Es dauert doch nur noch bis nächsten Montag. Dann weiß ich, wer sich angemeldet hat, aber nicht aufgetaucht ist...«

Allgemeines Stöhnen ist die Antwort. »Bis nächsten Montag bin ich tot«, versichert einer.

»Oder mein Zimmergenosse«, sagt sein Freund. »Bis dahin habe ich ihn umgebracht.«

»Hier werden keine Mitbewohner umgebracht«, erwidere ich. Ich habe die Tür aufgeschlossen und schalte das Licht ein. »Und ihr selber auch nicht. Na kommt, es ist doch nur noch eine Woche.«

Murrend schleichen die meisten davon. Nur Cheryl folgt mir ins Büro. Sie wirkt aufgeregt, und ich sehe, dass sie ein mausig aussehendes Mädchen im Schlepptau hat.

»Heather«, sagt sie noch einmal. »Hi. Sie haben doch gesagt, wenn ich jemanden finde, der mit mir tauscht, könnte ich umziehen, oder? Ich habe jemanden gefunden. Das ist Ann, die Zimmergenossin meiner Freundin Lindsay, sie hat gesagt, sie tauscht mit mir.«

Ich habe mich aus dem Mantel geschält und ihn an einen Haken an der Wand gehängt. Jetzt lasse ich mich auf meinen Schreibtischstuhl fallen und blicke Ann an. Anscheinend hat sie eine Erkältung, jedenfalls schnieft sie die ganze Zeit in ein zusammengeknülltes Kleenex-Tuch. Ich reiche ihr meine Schachtel, die ich immer bereithalte für den Fall, dass ich Diet Coke verschütte.

»Möchtest du das Zimmer mit Cheryl tauschen, Ann?«, frage ich sie. Ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand freiwillig mit einer Person zusammenwohnen möchte, die die Wände auf ihrer Seite des Zimmers schwarz streicht.

Aber wahrscheinlich ist es ihr auch auf die Nerven gegangen, dass Cheryls Zimmerseite mit Unmengen von Stiefmütterchen, dem Symbol des New York College, dekoriert ist.

»Ja, ich glaube schon«, erwidert Ann vage.

»Bestimmt«, versichert Cheryl mir fröhlich. »Nicht wahr, Ann?«



Ann zuckt mit den Schultern. »Ja, ich glaube schon«, wiederholt sie.

Ich werde das Gefühl nicht los, dass Ann zu diesem Zimmertausch gezwungen worden ist.

»Ann«, sage ich, »kennst du Cheryls Zimmergenossin Karly? Weißt du, dass sie, äh ... die Farbe Schwarz liebt?«

»Ja«, erwidert Ann, »sie ist ein Gruftie. Ich weiß. Ist schon okay.«

»Und ...« Ich zögere, das Thema anzuschneiden. »Die Schlange?«

»Ja, auch das. Ich meine ...« Sie wirft Cheryl einen Blick zu. »Ich will dich ja nicht beleidigen, aber ich wohne lieber mit einer Schlange zusammen als mit einem Cheerleader.«

Cheryl ist keineswegs beleidigt. Sie strahlt mich an.

»Sehen Sie?«, sagt sie. »Können wir dann jetzt die Formulare für den Zimmertausch ausfüllen? Mein Dad ist nämlich hier, um mir beim Umzug zu helfen, und er möchte noch vor dem großen Blizzard nach New Jersey zurück.«

Ich hole die Formulare aus der Schublade, wobei ich mich dabei ertappe, wie ich mit den Schultern zucke. Genau wie Ann, das scheint ansteckend zu sein.

»Okay«, sage ich und reiche ihnen die Papiere, die sie ausfüllen müssen. Als die Mädchen – Cheryl ganz nervös vor Aufregung, Ann entschieden ruhiger – die Formulare ausgefüllt haben und wieder gegangen sind, schaue ich mir die Berichtsblätter der letzten Nacht an. In Fisher Hall ist rund um die Uhr Personal, ein Wachmann, Werkstudenten am Empfang und Studentinnen, die gegen kostenloses Wohnen als eine Art Hausmütter in den zwanzig Stockwerken des Wohnheims fungieren. Am Ende ihrer Schicht müssen sie alle Berichtsblätter ausfüllen, meine

Aufgabe ist es, den einzelnen Berichten nachzugehen. Das macht den Morgen immer besonders interessant.

Die Berichte reichen von lächerlichen bis hin zu banalen Vorfällen. Letzte Nacht zum Beispiel wurden sechs Bierflaschen aus dem obersten Stockwerk auf das Dach eines Taxis geworfen, das unten auf der Straße vorbeifuhr. Zehn Polizisten vom Sechsten Bezirk kamen und rannten ein paar Mal die Treppen rauf und runter, ohne herauszufinden, wer die Flaschen geworfen hatte.

Am anderen Ende des Spektrums steht die Meldung, dass die Studentin am Empfang anscheinend die Columbia-House-CD des Monats einer anderen Studentin verloren hat, was auf große Empörung stieß. Die betroffene Studentin hat offenbar mehrmals ihre Tür zugeknallt und geschrien: »Ich hasse hier alles!« Die Empfangsstudentin schlägt vor, sie zum Therapeuten zu schicken.

In einem anderen Bericht ist von einem kleinen Aufstand die Rede, weil eine Angestellte der Cafeteria eine Studentin zurechtgewiesen hat, die versucht hat, im Backofen eine englische Muffin-Pizza zu machen.

Als mein Telefon klingelt, nehme ich, dankbar für die Unterbrechung, den Hörer ab. Ich liebe meinen Job wirklich, aber ich muss gestehen, dass er mich intellektuell nicht besonders fordert.

»Fisher Hall, Heather, was kann ich für Sie tun?« Meine letzte Chefin, Rachel, hatte sehr strenge Vorstellungen davon, wie man sich korrekt am Telefon melden sollte. Rachel ist zwar nicht mehr da, aber alte Gewohnheiten legt man nur schwer ab.

»Heather?« Ich höre einen Krankenwagen im Hintergrund. »Heather? Ich bin es, Tom.«

»Oh, hi, Tom.« Ich blicke auf die Uhr. Zwanzig nach neun.

Ja! Er hat mich vor zehn Uhr im Büro erreicht! »Wo bist du?«

»Im St. Vincent's.« Tom klingt erschöpft. Leiter eines Studentenwohnheims des New York Colleges zu sein, ist ein anstrengender Job. Man muss sich um ungefähr siebenhundert untere Semester kümmern, von denen die meisten, mit Ausnahme eines Sommerferienlagers vielleicht, noch nie für längere Zeit von zu Hause weg waren, geschweige denn jemals ein Badezimmer mit einem anderen menschlichen Wesen geteilt haben. Die Studenten, die dort wohnen, kommen mit sämtlichen Problemen zu Tom – Konflikte mit den Zimmergenossen, akademische Themen, finanzielle Sorgen, sexuelle Identitätskrisen. Es gibt kein Problem, mit dem Tom nicht schon konfrontiert war.

Wenn ein Student krank wird, muss sich ebenfalls der Wohnheimleiter darum kümmern. Also verbringt Tom viel Zeit in der Notaufnahme, vor allem am Wochenende, wenn die Kids Alkohol trinken. Und dieser Job – vierundzwanzig Stunden Dienst pro Tag, dreihundertdreißig Tage im Jahr (alle Verwaltungsangestellten des New York College haben zweiundzwanzig Tage Urlaub im Jahr) – bringt ihm nicht mehr ein, als ich verdiene, plus freie Unterkunft und Verpflegung.

Ist es da ein Wunder, dass meine letzte Chefin es nur ein paar Monate lang ausgehalten hat?

Tom scheint allerdings mehr Durchhaltevermögen zu besitzen. Er ist eins achtundachtzig groß und zweihundert Pfund schwer, und er hat früher in Texas bei der Telefongesellschaft gearbeitet. Nach New York ist er gezogen, weil er endlich mal was von der Welt sehen wollte.

»Hör mal, Heather«, sagt Tom müde. »Ich sitze hier be-

stimmt noch ein paar Stunden lang fest. Wir hatten gestern Abend einen einundzwanzigsten Geburtstag.«

»Oh, oh.« Einundzwanzigste Geburtstage sind das Allerschlimmste, weil das unglückselige Geburtstagskind unweigerlich von seinen Partygästen gezwungen wird, einundzwanzig Schnäpse zu trinken. Da der menschliche Körper so viel Alkohol in so kurzer Zeit nicht verarbeiten kann, endet der große Tag meistens im Krankenhaus. Nett, was?

»Ja«, sagt Tom. »Ich bitte dich ja nicht gerne darum, aber könntest du dir meinen Terminkalender vornehmen und die Termine für heute früh verschieben? Ich weiß noch nicht, ob sie den Jungen aufnehmen, und er will nicht, dass wir seine Eltern anrufen ...«

»Kein Problem«, sage ich. »Wie lange bist du schon da?«

Tom stößt hörbar die Luft aus. »Ungefähr seit Mitternacht oder so. Ich weiß schon gar nicht mehr, wie spät es ist. Er hat es zum Glück nur auf sieben Schnäpse oder so gebracht, bevor er umgefallen ist.«

»Ich kann dich ablösen, wenn du willst.« Wenn ein Student in der Notaufnahme liegt, das Krankenhaus ihn aber noch nicht aufgenommen hat, muss ein Vertreter des New York Colleges die ganze Zeit über bei ihm bleiben. Man darf noch nicht einmal nach Hause gehen, um zu duschen, solange einen keiner ablöst. Das New York College lässt seine Studenten nicht in der Notaufnahme allein. Die Studenten allerdings machen sich meistens nicht einmal die Mühe, Bescheid zu sagen, wenn sie sich selber entlassen, deshalb kann es schon mal vorkommen, dass man da sitzt und sich irgendeine spanische Soap im Wartezimmer anschaut, bevor man erfährt, dass das Kind, auf das man auf-

passen soll, gar nicht mehr da ist. »Dann kannst du wenigstens frühstücken.«

»Weißt du was, Heather«, erwidert Tom. »Wenn es dir nichts ausmacht, möchte ich das Angebot gerne annehmen.«

Es macht mir nichts aus, ich habe schon das Taxigeld aus der Portokasse genommen, noch bevor ich den Hörer aufgelegt habe. Die Portokasse ist so ähnlich wie die Bank im Büro. Leider hatte Justine, das Mädchen, das vor mir den Job gemacht hat, den gleichen Eindruck und hat von dem Geld Keramiköfen für ihre Freunde und Familie gekauft.

Wobei ich bis heute nicht weiß, was ein Keramikofen ist.

Ich verschiebe Toms Termine und stürze den Rest meines Café Mocha in einem Zug herunter. *Wenn du dünner wärst.* Weißt du was, Barista Boy? Mit deinen langen Fingernägeln, die du nicht schneidest, weil du dir keine neuen Zupfplättchen leisten kannst, siehst du aus wie ein Mädchen. Ja, genau. Wie ein Mädchen! Na, wie findest du das, Barista Boy?

Auf dem Weg nach draußen kaufe ich mir schnell noch ein Bagel in der Cafeteria, das ich auf dem Weg ins Krankenhaus essen kann, dann bin ich bereit. Café Mochas sind ja schön und gut, aber sie liefern einem nicht so viel Energie wie ein Bagel. Vor allem ein Bagel mit Cream Cheese (Milchprodukt), auf dem mehrere Schichten Schinken (Protein) liegen.

Ich schlüpfte gerade in meinen Mantel, als ich Magda sehe, meine liebste Kollegin und Chefkassierererin in der Cafeteria. Sie sieht ganz anders aus als sonst.

»Morgen, Magda«, sage ich. »Du glaubst nicht, was Barista Boy heute zu mir gesagt hat.«

Aber Magda, die normalerweise sehr neugierig und außerdem ein großer Fan von Barista Boy ist, wirkt nicht im Geringsten interessiert.

»Heather«, sagt sie, »ich muss dir etwas zeigen.«

»Wenn es die Titelseite der *Post* ist«, erwidere ich, »die hat Reggie mir schon gezeigt. Es ist schon okay, Mags. Mir geht es gut. Ich fasse es kaum, dass sie ihn nach der Geschichte im Pussycat Dolls mit Paris zurückgenommen hat, aber schließlich gehört seinem Dad ihr Plattenlabel. Was soll sie da schon machen?«

Magda schüttelt den Kopf. »Nicht die *Post*. Komm mal mit, Heather.«

Neugierig folge ich Magda den Flur entlang, es muss schon etwas wirklich Weltbewegendes sein, weil sie bisher noch nicht einmal den Anflug eines Lächelns gezeigt hat. Wir gehen am Büro der Studentenvertretung vorbei, das so früh am Morgen noch geschlossen ist, und am Büro von Magdas Chef, das seltsamerweise leer ist. Normalerweise halten sich dort die Angestellten aus der Cafeteria auf, und es ist voller Zigarettenqualm, weil Gerald Eckhardt, der Leiter der Kantine, ein unverbesserlicher Raucher ist. Er darf eigentlich nur vor der Tür rauchen, aber ich erwische ihn ständig mit einer Zigarette im Mund an seinem Schreibtisch, wo er den Rauch zum offenen Fenster hinauspusht und glaubt, dann röche es keiner.

Aber heute nicht. Heute ist das Büro leer und rauchfrei.

»Magda«, sage ich, als sie in ihrem rosafarbenen Kittel durch die Schwingtüren in die laute, dampfende Küche der Cafeteria eilt, »was ist hier los?«

Aber Magda sagt nichts. Sie bleibt neben dem massiven Industrieherd stehen, auf dem ein einzelner Topf aufgesetzt ist. Auch Gerald steht dort. Er wirkt in seinem Anzug



**MEG CABOT**

*Schwer verliebt*

Roman



Meg Cabot

**Schwer verliebt**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-36834-1

Blanvalet

Erscheinungstermin: November 2007

Mord, Witz und Schokoriegel ...

Der neue Fall für Heather Wells – die ungewöhnlichste Amateurdetektivin New Yorks!

Zwei Dinge gehören anscheinend zusammen: Männer und Chaos! Daher hat sich Heather Wells entschlossen, beidem abzuschwören. Der einzig wahre Freund einer Frau ist ihr Schokoriegel! Auch wenn sie bei dem attraktiven, aber romantisch völlig unterentwickelten Privatdetektiv Cooper Cartwright durchaus schwach werden könnte. Als jedoch eine Studentin aus dem Wohnheim ermordet wird, stürzt Heather sich Coopers Warnungen zum Trotz doch ins Ermittlungschaos – und kommt, eher unfreiwillig, einem psychopathischen Mörder auf die Spur. Aber eine Frau mit Witz, Mut und ein paar Pfunden kann das nicht erschüttern ...

»Rund? Na und!«-Romane: der neue Hit der Frauenunterhaltung (für Leserinnen, für die Kleidergröße 40/42 keine Katastrophe ist).



**Der Titel im Katalog**